

Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee im Februar 1871 [Schluss]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 48

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es nicht, daß die „Traube“, so lange die Wirtin lebte, ihr gehörte.

So verging ein Jahr und vergingen zwei und noch einmal zwei. Die Bas war so rüstig wie immer. Die Treppen stieg sie etwas mühsamer hinan und mußte stark atmen, wenn sie durchs Dorf ging, aber sonst hatte sie über nichts zu klagen.

Die „Traube“ behielt ihren alten Ruf und machte sich neue Freunde, denn Alexander verstand seine Sache. Er hatte der Wirtin eine Fuhrhalterei angefügt, Ställe und Remisen gebaut, und seine Wagen waren so gesucht von Einheimischen und Fremden, daß er oft kein einziges Pferd im Stall stehen hatte. Arbeit gab es daher genug, und er brauchte für den Schlaf nicht zu sorgen.

Darüber vergingen wieder zwei Jahre. Dorothee hatte ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert.

„Es ist merkwürdig, daß ich noch lebe, Kanderli“, sprach sie ihre Bewunderung darüber aus. „In unserer Familie sterben sonst alle zwischen sechzig und siebzig. Ich bin jetzt die erste, die darüber hinaus lebt. In Gottes Namen.“

„Amso besser, Bas Dorothee“, sagte Alexander.

An einem schönen und nicht zu heißen Freitag fuhr eine Reihe Wagen über Land. Einer von der Wirtin Neffen hielt Hochzeit und machte mit seinen Gästen die übliche Ausfahrt. Die „Traube“ hatte die Wagen geliefert, und einen derselben fuhr Alexander selbst.

Neben ihm saß der Hochzeiterin jüngste Schwester. Sie lachte und plauderte, und das Schnäbelchen stand ihr keinen Augenblick still. Alexander sah von seinem erhöhten Sitz auf sie herab und lächelte. Seiner stillen Art war die ihre fremd, aber sie gefiel ihm.

Ueberhaupt gefiel ihm das ganze Mädchen. Sie hatte blaue Augen, und ihre Haare schmiegt sich weich um

das feine Gesicht, über dem zwei Spikenzügel schwanften, als wolle das zierliche Ding davonfliegen.

Er dachte bei sich, daß es wohl nichts Hübscheres und Gefälligeres geben könne als eine Appenzellerin in der Festtracht.

Und sie dachte, daß es doch recht schade sei um den jungen, schlanken Menschen neben ihr, daß er eine so alte Frau habe. Das passe doch auch gar nicht zusammen. Was er denn eigentlich vom Leben habe?

Es war schön, so im Sonnenschein durch das herrliche Appenzellerländchen zu fahren. Die smaragdgrünen Matten leuchteten unter dem blauen Himmel, und die braunen Häuschen mit den weißen Fensterrahmen und dem Birnbaum auf der Vorderseite sahen so sauber und ordentlich aus, als hätte man sie aus einer Schachtel genommen und zum Spielen aufgestellt. Im Vorüberfahren leuchtete hier und da die rote oder blaue oder gelbe Schürze einer Stickerin, die mit ihrer zierlichen Arbeit vor der Türe saß, oder kam ein lustig pfeifender Sennhuber daher mit der roten Weste und der Ledermütze, das schwere Räf mit Käse auf dem Rücken, die Augen voll Schelmerei und den Kopf voll krauser Haare.

Der Hochzeitsgesellschaft ging mehr und mehr das Herz auf. Einer der jungen Bursche fing an übermütig zu singen, Schelmenlieder, wie sie im Appenzell gang und gäbe sind. Die Mädchen fielen ein, und hell Klang's über das Land:

„Lustig, wil mer ledig sönd,
Es wird is scho noch schränke,
Wenn sibni in der Wiegle sönd,
Und achti uf de Bänke!“

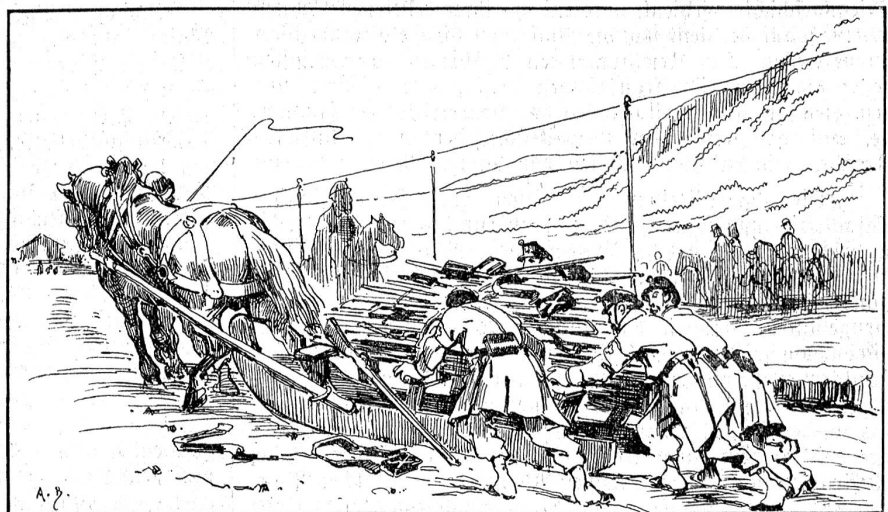
Die Alten lachten dazu und sagten, so schlimm sei es nur selten, und die Sänger sollten sich darum das Heiraten nicht verleidern lassen. (Fortsetzung folgt.)

Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee im Februar 1871. (Schluß.)

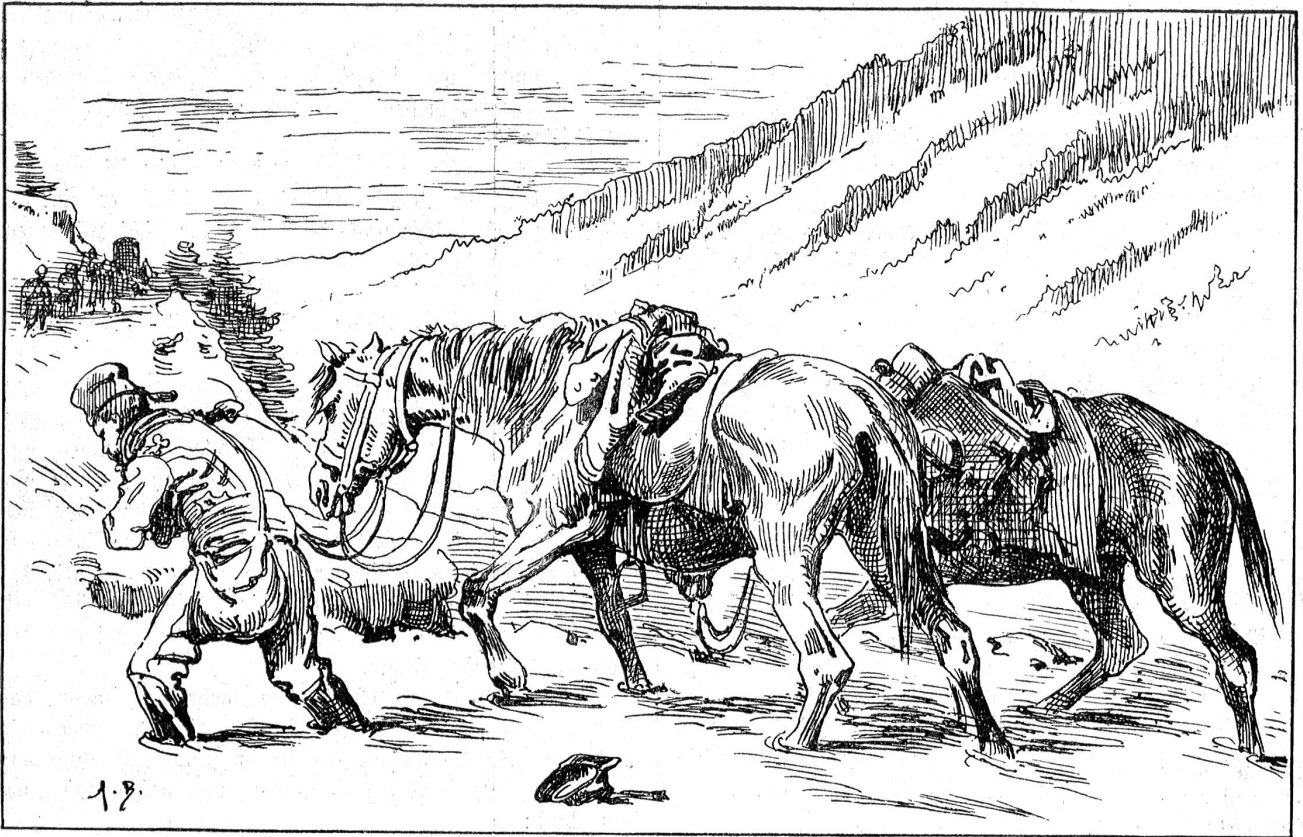
Die Hauptmasse der französischen Ostarmee war am 1. und 2. Februar auf Schweizerboden übergetreten. Nur ein kleiner Teil war dem verfolgenden General Manteuffel über Morez nach Südfrankreich entwischt. Ein glücklicher Umstand kam den 700 Entlebuchern, die bei Auberson-St. Croix die 25,000 einmarschierenden Franzosen entwaffneten, bei ihrer schwierigen Arbeit ganz besonders zu Hilfe. Die Straße vom französischen Grenzort Les Fourgs nach der Schweizergrenze führt durch einen Tannenwald, der damals tief verschneit war. Dieser Umstand machte eine Umgehung der Schweizertruppen unmöglich. Diese wäre von der Reiterei angeführt des schwachen Grenzsoldates gewiß versucht worden, wenn die Grenze hier ein offenes Feld gewesen wäre.

Wie sah nach den denkwürdigen zwei Februartagen die Gegend dort aus? Da wo die Straße die Grenze betritt, waren links und rechts am

Wegrande zwei Lanzen eingesteckt, auf der einen der Helm eines französischen Curassiers, auf der andern eine preußische



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Transport der Gewehre der französischen Ostarmee.



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Französische Kavallerie im Schnee.

Widelhaube. Das sollte sagen: hier ist neutrales Land. Beidseitig zogen sich der Straße entlang vier flasterhohe Gewehrbeigen. Haufen von Patronentaschen, Trommeln, Signalhörnern, Kürassen, Lederzeug und anderen Ausrüstungsgegenständen wie Säbel, Lanzen, Revolver und Munition lagen daneben. Etwas strahableits lagen in Haufen die den Franzosen abgenommenen Fleischstücke, frisches Rindfleisch, das hier zu Grunde ging, da es nun liegen blieb und schlecht wurde. Die Verpflegung der französischen Truppen, wenigstens des Teiles, der bei St. Croix übertrat, stand gewiß nicht schlecht. Schlimmer war es mit der Verpflegung der armen Pferde bestellt.

Die Bourbaki-Pferde! Sie haben ein Extrablatt in der Kriegsgeschichte verdient, verdient um ihrer erlittenen Qualen wegen, sogar verdient wie die Rosse von Gravelotte um ihrer Treue wegen. Der Krieg kennt kein Erbarmen, am wenigsten gegen die Tiere. Die französischen Trainpferde erfuhren nach dem Zeugnis aller Zeitgenossen des Uebertritts das Schlimmste, was der Krieg, der unerbittliche, der armen hilflosen Kreatur bringen kann. Lassen wir Major Meier erzählen:

„Die abgematteten von diesen Trainpferden standen einfach still und waren mit keiner Gewaltanwendung weiter zu bringen. Diese wurden ausgespannt und neben die Straße in den Schnee gestoßen. Die stärksten von diesen schwachen standen unbeweglich und fraßen Schnee; die andern, zusammengesunken, machten die erbarmungswürdigsten Anstrengungen, um wieder auf die Beine zu kommen. Umsonst! Sie brachten es höchstens zum Vorstrecken der Vorderfüße; aber schon der nächste Anzug zum Aufstehen warf sie völlig kraftlos wieder in den Schnee, Kopf und alle Viere darin austretend. Einem seiner treuen Ordnonnzen gab der Major Auftrag, dem mitleiderregenden Abmühen eines solchen Pferdes mit einem Schusse in den Kopf ein barmherziges Ende zu bereiten. Der Dragoner geht hin und betrachtet vorerst das Pferd, faßt es am Zaume, dasselbe so zuerst auf die

Vorderfüße bringend, und hält es fest. Ein Sieb mit der flachen Klinge hebt auch den Hinterteil; das Pferd steht und läßt sich vom Dragoner führen. Es fehlt ihm nur Futter.

Infolge dieser Wahrnehmung gab der Major einem Wirte in Auberson folgenden Auftrag: „Nehmt ein Brot, geht damit zu äußerst an die Grenze, gebt jedem Pferde, stehe oder liege es, ein Schnittchen davon, helft den liegenden auf, gebt ihnen nochmals Brot und laßt sie damit vorwärts.“ Das geschah, und am Morgen war zwischen Grenze und Auberson wirklich kein Pferd mehr zu sehen, weder tot noch lebend; denn es war vorauszusehen, daß diese armen Tiere den letzten Funken Kraft anwenden werden, um wieder ein Stücklein Brot zu bekommen.

Zwischen Auberson und St. Croix dagegen sah der Major, als er den 3. Februar nach St. Croix zurücktritt, viele tote Pferde; namentlich dort, wo die Straße in einen jähen Waldhang eingeschnitten ist. Hier sind die ausgehungerten Tiere, über das Straßenbord gestoßen, von den Tannen aufgehallen, liegen gelieben und hilflos verendet. Ein halbes Duzend Fuhrleute, vorgehend wie der Wirt in Auberson, wenn auch nur mit Heu, hätte alle Pferde gerettet vom Entwaffnungsplatze bis St. Croix, ein ferneres anderthalb Duzend alle bis Yverdon. Futter war genug vorhanden, auch in Auberson, wo die Pferde in einer Nacht massive hölzerne Gartenhäge fast rübis und stübis aufgefressen, weil niemand ihnen Heu gab. Wo kein Holz, keine Stauden und Kries, keine Bäume, Wagenräder, Deichseln, Fußbretter u. vorhanden waren, fraßen sie einander die Hals- und Schwanzhaare, wie abgeschert. Große Pappelbäume wurden angefressen, bis sie umfielen. Ich habe auch gesehen, daß ein Pferd einer Magd in den Hausgang hinein nachsprang und da verendete.

Auch Miststöße, an denen vielleicht etwas Stroh hervorguckte, verschmähten sie nicht und fraßen Löcher in dieselben. Das Elend, das so ein Krieg an Menschen und Tie-



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Nach der Schlacht (toter französischer Offizier).

bevor sie die Latzhäue und Stride, welche sie jetzt im Tode noch festhalten, gefressen hatten bis auf den Stumpf im Boden, und den Stumpfen am Maul.“

Geradezu erquickend der gewissenlosen Behandlung der Bourbaki-Pferde gegenüber wirkt die Gesinnung, die sich im gegenwärtigen Kriege für das Pferd, „unsern treuen Kriegsgenossen“, Geltung zu schaffen scheint, namentlich Der Kriegsberichterstatter der Dösterreich. Rundschau, Robert Michel, macht, nachdem er die unschätzbaren Dienste geschildert, die das Pferd im Kriege dem Menschen leistet, die Anregung: „Zum Dank und Lohn für die Mithilfe des Pferdes, dieses braven Kriegskameraden, möge ein Kriegsabzeichen gestiftet werden, das jedes Kriegspferd Zeit seines Lebens gut sichtbar am Zaumzeug oder Geschirr tragen darf. Dieses Abzeichen würde ihre Träger für die wenigen Jahre ihres Lebens vor mancher Noth schützen und ihnen hin und wieder die Belohnung einer Hand oder eine wohlthätige Gabe einbringen. Damit wäre wenigstens ein bescheidener Ausdruck gegeben für die große Dankeschuld, zu der uns die Kriegspferde durch ihren aufopfernden Dienst verpflichtet haben.“ Gewiß berührt uns diese Stimme der Menschlichkeit den Pferden gegenüber angenehm. Aber wie weit, wie himmelweit noch ist sie von dem einfachen christlichen Sittengebot entfernt, das uns verbietet, einer Kreatur überhaupt wehe zu tun! Hält man ja doch noch den Krieg selbst für christlich, in dem Menschen sich die aller erdenklichsten Qualen bereiten!

Ein anderes Kapitel: die Disciplin im französischen und im schweizerischen Heere. Unser Gewährsmann, Major Meier, stellt den Soldaten der Bourbaki-Armee das beste Zeugnis aus punkto Gehorsam und Willigkeit. Wo Unordnung einriß, war sie fast immer die Schuld der Offiziere, die sich um ihre Soldaten nicht mehr bekümmerten. Die Offiziere der internierten französischen Armee haben uns einen wenig rühmlichen Eindruck hinterlassen. General Herzog selbst bezeugt in seinem „Bericht über die Grenzbesetzung im Januar und Februar 1871“: „Die französischen Offiziere bekümmerten sich gar nichts um das Los ihrer Soldaten“, und wiederum: „Das Benehmen eines großen Theiles der Subalternen anrichtete, trat uns da vor Augen, und die Gedanken dabei sind nicht zu beschreiben.

Schade, daß der Kunstmaler, welcher das Bourbaki-

Panorama Verrieres im Wei zu Luzern gemalt hat, über derartige Details nicht unterrichtet war. Er hätte dann z. B. die Pferde nicht — so untragisch — verenden lassen, alternoffiziere bot Anlaß zu vielen Klagen. Viele hielten es selbst nicht unter ihrer Würde, die Gastfreundschaft der Schweiz zu mißbrauchen und durchzubrennen.“ Wogegen er die Soldaten lobt: „Die französischen Soldaten, um deren Los ihre eigenen Offiziere sich gar nichts bekümmerten, sind den Bestrebungen der schweizerischen Offiziere und Truppen, Ordnung zu schaffen, mit einer ganz auffallenden Gutmüthigkeit entgegengekommen; sehr selten zeigte sich einige Widersetzlichkeit. Kolonnen von tausend Mann und mehr ließen sich von einigen Offizieren und einer Eskorte von einigen Mann viele Stunden weit führen, ohne daß Unordnung einriß. Oft sah man Abteilungen von ebenso großer Stärke halbe Tage lang im tiefen Schnee vor dem Bahnhofe in Verrieres stehen, um einen Bahnzug abzuwarten, der sie in das Innere der Schweiz zu führen hatte, ohne daß die Leute davongingen, obgleich die Wachtmannschaft unverhältnismäßig schwach war.

An eine Unterbringung aller Franzosen unter Dach war nicht zu denken; die Kirchen, Schulhäuser u. s. w. waren überall vollgepfropft; allein die Mehrzahl mußte doch unter freiem Himmel lagern, da das enge (Travers) Tal verhältnismäßig sehr wenig Unterkunftsmittel darbietet, und diese durch die schweizerischen Truppen schon in Anspruch genommen waren. Auch in diesen mehrtägigen Biwaks zeigte sich der gute Wille der französischen Soldaten. Keinerlei Unfug, Erpressungen u. s. w. machten sich solche schuldig, sondern nahmen das ihnen von den Einwohnern und dem Kommissariate Gebotene mit Dank an und erwiesen sich als sehr genügsam.“

Interessant, wenn auch nicht durchwegs erquicklich, weil ein gewisser Zug der Selbstbeschönigung unverkennbar heraussticht, sind die Erinnerungen Heinrich Meiers da, wo sie auf die Disciplin unserer schweizerischen Truppen zu reden kommen. In der Grenzbesetzung des Jahres 1870, so erzählt Meier, hatte er eines Abends als Hauptmann, damals noch, mit einer Kompagnie in einem Schulhause im Jura Quartier nehmen sollen. Unmittelbar vorher war ein welsches Bataillon in diesem Schulhause vier Wochen lang gelegen. Das

hinterließ eine solch unmögliche Ordnung, daß der Hauptmann Freiwillige vortreten ließ, die gegen Entschädigung mit Mistgabeln und Besen den Unrat mit Ausnahme der zum Vorschein kommenden Gewehre, Bayonnetten, Waffenröcke, Patronenhülsen u. zum Fenster vor das Schulhaus hinausräumen sollten. Der Maire wollte erst kein frisches Stroh liefern; wenn es für seine Landsleute gut genug gewesen, so sei es auch für die Entlebucher gut. Erst die Drohung mit Kellerarrest wirkte.

Diesem Mangel an Disziplin stellt Meier das Beispiel seines Halbbataillons entgegen, das sich wohl bewußt war, was sich für Schweizeroldaten schickt. So durfte er seine Entlebucher ein andermal unbesorgt in Jura-Sennhütten, deren hohe Ladentramine mit Spedseiten und Würsten behangen waren, die Quartierküchen aufschlagen lassen. „Nicht die kleinste Wurst (natürlich die größte auch nicht, spitzfindiger Kritikus!) ist gezwackt worden.“

Eine nicht gewöhnliche Probe der Disziplin hatte das Bataillon 66 noch zu bestehen, als der Befehl höheren Ortes her kam, daß die französischen Waffen unaesäumt nach Yverdon und von dort nach Grandson geschafft werden mußten. Tag und Nacht, bei naßkalter, „flotschiger“ Witterung geschah der Transport auf Schlitten, die von Wachtmannschaften zu Fuß begleitet werden mußten auf sechsstündigem Wege. Es war diese beschleunigte Arbeit nach der Ansicht des Verfassers eine unnötige Strenge. Ein Trainoffizier hätte ihm weinend vor Erschöpfung geklagt: „Er sei mit seinen Pferden nahezu 36 Stunden im Unwetter und sollte doch wieder nach Grandson. Diese, wie die Trainsoldaten, seien halb kaput.“ Ihm habe der Major dann geantwortet: „Spannen Sie aus, Herr Oberleutnant; lassen Sie Trainsoldaten und Pferde diese Nacht ruhen, und tun Sie das Gleiche. Es steht in Grandson jetzt keine Schlacht bevor, so daß das letzte Hufeisen drangesetzt werden muß, um noch rechtzeitig dort einzutreffen.“

Die mühselige Waffenabfuhr dauerte vom 8. bis zum 11. Februar. Sie nahm 185 Ladungen in Anspruch. „Sein Werk krönte der Oberleutnant schließlich noch mit einem Generalmarsch. Mir nichts, dir nichts, d. h. ganz ohne Grund und Zweck, ertönte derselbe in der Nacht zum 12., morgens um halb 2 Uhr. Bei den Einwohnern von St. Croix erregte dieser tolle Nachtlärm größern Ärger und ist von ihnen

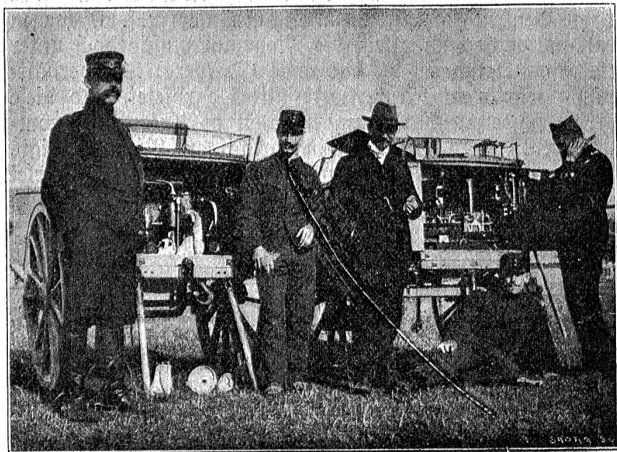
schärfer verurteilt worden, es waren, nebst den Bourbaki, viele Personen krank damals, als vom ermüdeten Bataillone selbst.“ Mit Bitterkeit gedenkt der Berichtende dieses Vorgesehen, dem er nebst der Vorliebe für Generalmärsche auch die Vorliebe für Generalschnäpse nachrühmt.

In mehr als einem Punkte lehrreich auch für heutige Verhältnisse sind die Betrachtungen, die der Verfasser am Schluß des Büchleins rückblickend auf die Grenzbesetzung 1870/71 über unser damaliges Heerwesen anstellt. Der Geist unseres Heeres war gut. Seine Aufgabe hat es mit Energie und gutem Willen erfüllt. Allerdings kam ihm der Zufall dabei zu Hilfe. Ohne den strengen Winter mit der hohen Schneedecke wäre es anders gekommen; wir hätten bluten müssen; denn bei St. Croix waren die 66er nur einige Stunden früher an der Grenze als die Franzosen, und leicht hätten die unbewaffneten französischen Truppen den Krieg in die Schweiz bringen können, da ihnen General Manteuffel ja dicht an den Fersen war. Mit der Abwehrbereitschaft des Schweizerischen Milizheeres von anno dazumal stand es also nicht sonderlich glänzend. Der Telegraphendienst versagte: Depeschen des Generals kamen mit 5 Stunden Verspätung nach St. Croix. Die Eisenbahnen versagten: General Herzog mußte am kritischen 31. Januar, als er zu den Verhandlungen mit General Clinchant von seinem Hauptquartier in Neuenburg nach Verrieres fahren wollte, 4 Stunden lang auf den Eisenbahnzug warten. In seinem „Bericht“ hat der General von 1870/71 eine Reihe solcher Punkte berührt.

Wir haben in unserem Heerwesen ganz ohne Zweifel große Fortschritte gemacht. Aber wenn wir auch bei der gegenwärtigen Grenzbesetzung bis heute nur Rühmlisches von unseren militärischen Einrichtungen vernommen haben — die kleineren Ausfahrungen über Fehler da und dort gelten nicht —, so wollen wir eines nicht vergessen: wir haben die große Probe noch bestanden; noch ist unsere Grenze nicht in dem Maße bedroht gewesen wie sie es im Januar 1871 war. Die Zeit zum Rückblick und zur Vergleichen ist noch nicht gekommen. Erwarten wir sie mit Geduld und frohem Vertrauen auf die Tatkraft und die Schlagkraft unseres Heeres und auf das gleiche gütige Geschick, das schon 1871 unser Vaterland vor Schlimmem bewahrt hat!

Einiges über drahtlose Feldtelegraphie in der Schweiz.

In unserem Lande wurden die ersten Versuche zur Uebermittlung militärischer Verfügungen und Befehle auf



Drahtlose Feldtelegraphie: Sahrbare Motore, die die Funken in die Masse (Antenne) und durch diese in die Luft leiten.

drahtlos telegraphischem Wege im Jahre 1905 in Thun gemacht und einer neu ins Leben gerufener Pionierabteilung für Radiotelegraphie übertragen. Später wurden die Versuche mit größeren und kleineren zeitlichen Unterbrechungen in Bern, auf dem Rigi, dem Gotthard, in Schaffhausen und St. Maurice fortgesetzt. Die hiebei errungenen Resultate waren zum Teil recht befriedigende, zum Teil enttäuschten sie. Im ganzen haben sie die Frage der Verwendbarkeit der drahtlosen Telegraphie für die Schweizerische Armee nicht abschließend beantwortet. Die Hindernisse, die ihr in unserem Lande entgegenstehen, sind in verschiedenen Umständen zu suchen. Einmal liegen sie in der eigenartigen geographischen Lage der Schweiz, zum andern an den hohen Bergen, die uns umschließen, und nicht zuletzt am wechselvoll unstillen Klima der verschiedenen helvetischen Landesteile.

Wie es schon der Name sagt, ist die drahtlose Telegraphie eine Fernübermittlung von Worten und Sätzen, bei welcher der Leitungsdraht, der sonst die Empfangsstation mit der Absenderstation verbindet, entbehrlich ist. Zu ihrer Anwendung gibt es verschiedene Verfahren. Bei